Auf der Elektrischen.

Von Ludwig Thoma.

In München. Der schwere Wagen poltert auf den Schienen; beim Anhalten gibt es einen Ruck, daß die stehenden Passagiere durcheinandergerüttelt werden.

Ein Schaffner ruft die Station aus. Miliansplatz!"

Heißt eigentlich Maximiliansplatz.

Aber der Schaffner hat Schmalzler geschnupft und kann die langen Namen nicht leiden.

Ein Student steigt auf. Er trägt eine farbige Mütze, und der Schaffner salutirt militärisch.

Er weiß: das zieht bei den Grünschnäbeln. Sie bilden sich darauf was ein.

Und wenn sich Grünschnabel geschmeichelt fühlen, geben sie Trinkgelder.

Er ist Menschenkenner und hat sich nicht getäuscht.

Der junge Herr mit der großen Lausallee gibt fünf Pfennig.

Er sieht dabei den Schaffner nicht an; er sieht gleichgültig ins Leere; er zeigt, daß er dem Geschenke keine Bedeutung beimißt. Der Schaffner salutirt wieder.

Wumm! Prr!

Der Wagen hält.

„Dronsplatz!" schreit der Schaffner.

Heißt eigentlich Odeonsplatz.

Eine Frau, die ein großes Federbett trägt, schiebt sich in den Wagen.

Ein Sitzplatz ist noch frei.

Die Frau zwängt sich zwischen zwei Herren. Sie stößt dem einen den Zylinder vom Kopfe.

Das ärgert den Herrn. Er klemmt den Zwicker fester auf die Nase und blickt strafend auf das Weib.

„Aber erlauben Sie!" sagte er.

— ? ! —

„Aber erlauben Sie, mit einem solchen Bett!"

Die Leute im Wagen werden aufmerksam.

Der Mann scheint ein Norddeutscher zu sein; der Sprache nach zu schließen. Ein besserer Herr, der Kleidung nach zu schließen.

Was fällt ihm ein, die arme Frau aus dem Volke zu beleidigen?

Ein dicker Mann, dessen grünen Hut ein Gemsbart ziert, verleiht der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

„Warum soll denn dös arme Weiberl net da herin sitzen? Soll's vielleicht draußen bleib'n und frier'n? Bloß weil's dem nobligen Herrn net recht is? Wenn ma so noblig is, fahrt ma halt mit da Droschken!"

Der dicke Mann ist erregt. Der Gemsbart auf seinem Hute zittert.

Einige Passagiere nicken ihm beifällig zu; andere murmeln ihre Zustimmung.

Ein Arbeiter sagt:

„Ueberhaupt is de Tramway für an jed'n da. Net wahr? Und dera Frau ihr Zehnerl is vielleicht g'rad so guat, net wahr, als wia dem Herrn sei Zehnerl."

Die Frau mit dem Bett sieht recht gekränkt aus. Sie schweigt; sie will nicht reden; sie weiß schon, daß arme Leute immer unterdrückt werden.

Sie schnupft ein paarmal auf und setzt sich zurecht. Dabei fährt sie mit dem Bett ihrem anderen Nachbar ins Gesicht.

Der stößt das Bett unsanft weg und redet in soliden Baßtönen:

„Sie mit Eahnan dreckigen Bett brauchen S' mir fei's Maul net abwisch'n! Glauben S' vielleicht. Sie müassen's mir unta d' Nasen halt'n, weil S' as jetzt aus 'm Versatzamt g'holt hamm?"

Die Passagiere horchen auf.

Die Stimmung richtet sich nicht gegen ihn. Uebrigens sieht er so aus, als wenn ihm das gleichgültig sein könnte.

Er hat etwas Gesundes an sich, etwas Robustes, Hinausschmeißerisches.

Er imponirt sogar dem Herrn mit dem grünen Hute.

Und dann, alle haben es gesehen:

Die Frau ist ihm wirklich mit dem Federbette über das Gesicht gefahren. So etwas thut man nicht. Der Mann selbst ist noch nicht fertig mit seiner Entrüstung. Er wirft einen sehr unfreundlichen Blick auf die Frau aus dem Volke und einen sehr verächtlichen Blick auf das Bett.

Er sagt:

„Ueberhaupt is dös a Frechheit gegen die Leut', mit so an Bett do rei'geh. Wer woaß denn, wer in dem Bett g'leg'n is? Vielleicht a Kranker; und mir fahren S' ins G'sicht damit! Sie ausg'schamte Person!"

Einige murmeln beifällig.

Der Mann mit dem grünen Hute geräth wieder in Zorn.

Er sagt:

„Der Herr hat ganz recht. Mit so an Bett geht ma net in a Tramway. Da kunnten ja mir alle o'g'steckt wer'n. Heuntzutag, wo's so viel Bazillen gibt!"

Der Gemsbart auf seinem Hute zittert.

Alle Passagiere sind jetzt wüthend über die Unverschämtheit der Frau.

Man ruft den Schaffner.

„De muaß außi!" sagt der Mann mit dem Gemsbart, „und überhaupts, wia könna denn Sie de Frau einaschiab'n? Muaß ma si vielleicht dös g'fallen lassen bei der Tramway? Daß de Bazillen im Wag'n umanandfliag'n?"

Der Schaffner trifft die Entscheidung, daß die Frau sich auf die vordere Plattform stellen muß.

Sie verläßt ihren Platz und geht hinaus.

„Dös war amal a freche Person!" sagt der Mann mit dem Gemsbart.

Der Herr mit dem Zwicker meint:

„Eigentlich war sie ganz anständig. Nur mit dem Bette. . . ."

„Was?!" schreit sein robuster Nachbar. „Sie woll'n vielleicht dös Weibsbild in Schutz nehma? Gengan S' auf i dazua, wann's Eahna so guat g'fallt!"

Alle murmeln beifällig.

Und der Arbeiter sagt:

„Da siecht ma halt wieda de Preißen!"

* * *

Ein kalter Wintertag.

Die Passagiere des Straßenbahnwagens hauchen große Nebelwolken vor sich hin. Die Fenster sind mit Eisblumen geziert, und wenn der Schaffner die Thüre öffnet, zieht jeder die Füße an; am Boden macht sich der kalte Luftstrom zu erst bemerklich.

Die Passagiere frieren, nur wenige sind durch warme Kleidungen geschützt, denn der Wagen fährt durch eine ärmliche Vorstadt.

Da kommt ein Herr in den Wagen, er trägt einen pelzgefütterten Ueberrock; eine Pelzmütze, dicke Handschuhe.

Die anderen Passagiere mustern ihn; das heißt seine untere Partie. Die obere ist hinter der Zeitung versteckt.

Die größte Aufmerksamkeit schenkt ihm ein behäbiger Mann, der ihm gerade gegenübersitzt.

Er biegt sich nach links und rechts, um hinter die Zeitung zu schauen.

Es geht nicht.

Er schiebt mit der Krücke seines Stockes das hemmende Papier weg und fragt in gemüthlichem Tone:

„Sie, Herr Nachbar, wissen Sie, aus welchan Pelz Eahna Hauben is?"

Der Herr zieht die Zeitung unwillig an sich.

„Lassen Sie mich doch in Ruhe!"

„Nix für ungut!" sagt der Behäbige.

Nach einer Weile klopft er mit seinem Stocke an die Zeitung, die der Herr noch immer vor sich hinhält.

„Sie, Herr Nachbar!"

„Waßß denn?!"

„Sie, dös is fei a Biberpelz, Eahna Haub'n da."

„So lassen Sie mich doch endlich meine Zeitung lesen!"

„Nix für ungut!" sagt der Mann und wendet sich an die anderen Passagiere.

„Ja, dös is a Biberpelz, de Haub'n. Dös is a schön's Trag'n und kost' a schön's Geld, aba ma hat was, und es is an oanmalige Anschaffung. De Haub'n, sag' i Eahna, de trag'n noch amal de Kinder von dem Herrn. De is net zum Umbringa. Freili, billig is er net, so a Biberpelz!"

Aber man sieht nichts von ihr; der Herr hat sich voll Unwillen in seine Zeitung eingewickelt.

Da wird sie ihm wieder weggezogen. Von dem behäbigen Manne, mit der Stockkrücke.

„Sie, Herr Nachbar . . ."

„Ja, was erlauben Sie sich denn . . . ?!"

„Herr Nachbar, was hat jetzt de Haub'n eigentlich gekostet?"

Der Herr gibt keine Antwort.

Wüthend steht er auf, geht hinaus und schlägt die Thür mit Geräusch zu.

Der Behäbige deutet mit dem Stock auf den leeren Platz und sagt:

„Der Biberpelz, den wo dieser Herr hat, der wo jetzt hinaus is, der hat ganz gewiß seiner zwanz'g Markeln kost'; wenn er net theurer war!"

* * *

Der alte Professor Spengler fährt jeden Morgen gegen acht Uhr vom großen Wirth in Schwabing bis zur Universität.

Er fällt auf durch seine ehrwürdige Erscheinung; lange, weiße Locken hängen ihm auf die Schultern, und er geht gebückt unter der Last der Jahre.

Ein Herr, der auf der Plattform steht, beobachtet ihn längere Zeit durch das Fenster.

Er wendet sich an den Schaffner.

„Wer ist denn eigentlich der alte Herr? Den habe ich schon öfter gesehen."

„Der? Den kenna Sie nöt?"

„Nein."

„Dös is do unsa Professa Spengler."

„So? so? Spengler. M—hm."

„Professor der Weltgeschichte," ergänzt der Schaffner und schüttet eine Prise Schnupftabak auf den Daumen.

„Mhm!" macht der Herr. „So, so."

Der Schaffner hat den Tabak aufgeschnupft und schaut den Herrn vorwurfsvoll an.

„Den sollten S' aba scho kenna!" sagt er. „Der hat vier solchene Büacha g'schrieb'n."

Er zeigt mit den Händen, wie dick die Bücher sind.

„So. . . . so?"

„Lauter Weltgeschichte!"

„Ich bin nicht von hier," sagt der Herr und sieht jetzt mit sichtlichem Respekt auf den Professor.

„Ah so! Nacha is 's was anders, wenn Sie net von hier san," erwidert der Schaffner.

Er öffnet die Thüre.

„Universität!"

Professor Spengler steigt ab. Der Schaffner ist ihm behilflich; er gibt acht, daß der alte Herr auf dem glatten Asphalt gut zu stehen kommt. Dann klopft er ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Soo, Herr Professa! Nur net gar z' fleißig!"

Er pfeift, und es geht weiter.

Der Schaffner wendet sich nochmal an den Herrn:

„Alle Tag, punkt acht Uhr, fahrt dös alte Mannderl auf d' Universität. Nix wia lauta Weltgeschichte!"

In Berlin. Der Straßenbahnwagen fährt durch den Thiergarten. Seitab werden Bäume gefällt, und es ist ein sonderbarer Anblick, mitten in der Großstadt Waldarbeit zu sehen.

Der Schaffner wendet sich an einen Herrn, der Aehnlichkeit mit dem Kaiser hat. Die man in Norddeutschland so häufig trifft. Starkes Kinn. Habyschnurrbart.

Der Schaffner sagt: „Das geht nun schon so vier Wochen."

Er deutet auf die Holzarbeiter.

Der Doppelgänger Kaiser Wilhelms schweigt.

„Wenn sie nur nicht den ganzen Thiergarten umschlagen!" sagt der Schaffner.

Keine Antwort.

Der Schaffner versucht es noch einmal.

„Den ganzen Thiergarten! Es wär doch jammerschade!"

Jetzt blickt ihn der Doppelgänger Kaiser Wilhelm an; strenge und abweisend.

Und er sagt:

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen in eine Konversation einzulassen."

Drei Wochen Urlaub.

Erzählung von Francine Mannjoung.

Seit zwanzig Jahren waren sie verheirathet und liebten einander so wie in den ersten Tagen, als sie der Priester verbunden. Es war keine himmelstürmende, verzehrende Gluth, sondern die derbe, nach innen gewandte Liebe der deutschen Bauern, die nach außen manchem sogar ein wenig herb schien! — Aber sie ergänzten einander wunderbar. Er aufbrausend und herzensgut, sie ruhig und doch ungebeugt in ihrem Willen beharrend. Beide fleißig, sparsam und zäh. Harte Arbeit und wenig Freuden, wie es eben das Leben mit sich bringt, das dem Boden abringen muß, was er nur ungern in den dürren Heidelaub hergab. Aber sie waren zufrieden und glücklich in ihrer Art. Während dieser zwanzig Jahre hatte eines ohne den andern nicht einen Tag verbracht, nie waren sie getrennt gewesen. Kinder hatten sie keine und so schlossen sie sich desto enger aneinander.

Da kam der Krieg! Der Bauer mußte einrücken und sein Weib blieb zum ersten Male in ihrem Leben allein in dem weiten Gehöft zurück! Allein, denn die Knechte und Mägde zählten nicht, wo er, ihr Mann ihr alles dünkte! — Wie im Traum ging sie umher, aber die harte, jetzt segensreiche Arbeit duldete kein Träumen, umsomehr als die ganze Last auf ihren Schultern lag und der Bauer ihr beim Scheiden aufgetragen hatte, auf Haus und Hof Acht zu haben! „Weißt mein liebes Weib, am Ende kriegen wir ja doch noch Kinder und für die muß unser Besitz größer und besser noch werden, als wir ihn übernommen haben von unsern Eltern, alsdann sei recht achtsam!"

Sie hatte zwar bei diesen Worten ungläubig gelacht und ihn einen dummen Menschen geheißen, aber heimlich hegte sie dieselbe Hoffnung. Warum denn auch nicht? Sie war noch immer jung und gesund und Leute haben Kinder bekommen, die länger verheirathet waren, als sie! — Sie raffte sich nach den ersten Tagen, die ihr wohl die schrecklichsten ihres ganzen Lebens waren, auf und that mit doppeltem Fleiße ihre Pflicht! — Ihr Mann schrieb ab und zu, lieb und einfach, und klagte nicht. Er fragte um Haus und Hof, rieth ihr die und die Arbeit zu thun und bedachte jede Jahreszeit, vergaß nicht die kleinste Kleinigkeit und eines Tages kam er nach 12 Monaten auf Urlaub. Das Weib lachte und schluchzte glückselig in den Armen ihres etwas verwilderten Mannes, der ihr viel größer und stärker vorkam, als beim Abschied! — Es waren drei selige Wochen. Wie eine neue Brautzeit war es über die Beiden gekommen, die aber selbst in diesem Glücksrausch treu ihrer Arbeit nachkamen. Doch die wenigen Stunden, die sie Beide allein in ihrer Kammer zubrachten, enthielten für sie alles an Glück, was Menschen Glück nennen!

Wieder kam der Tag des Abschiedes und wieder klammerte sich die Bäuerin an ihren Mann! Lange hielten sie sich umschlungen. „G'scheit sein, liebes Weib. Es muß ja sein! Komme ja bald wieder, ewig kann's net dauern, jede Kugel trifft net, sei net so verzagt und gib jetzt doppelt fein acht auf dich! Denn wenn ich wiederkumm, hats im Haus a Bübel. Es macht nichts, wenns auch a Dirndl is, gelt Frau?" Und die Bäuerin nickte glücklich und verschämt. — Lange sah sie dem dahinrollenden Zuge, der ihr Liebstes auf der Welt fortführte, nach. Ihr war so eigen zu Muth, so ganz anders, als beim ersten Abschied, sie konnte sich das nicht erklären.

Wieder gingen die Tage in gleicher Arbeit dahin, die Knechte rückten ein, andere kamen, neue Leute, mit denen es viel Aerger gab; die Arbeit mehrte sich und die Bäuerin arbeitete, bis sie Abends todtmüde umsank. — Wieder kamen Briefe und Karten, wieder voll Rathschläge und alle enthielten jetzt die Frage nach dem Kind. Die Bäuerin weinte dann jedesmal und ballte die Hände; aber sie schrieb nichts ihrem Manne von ihrer getäuschten Hoffnung! Sie wußte nicht, warum sie es nicht über sie brachte, aber im Stillen hoffte sie wieder auf einen späteren Zeitpunkt.

Da kam eines Tages ein Schreiben, das ihr in wenigen Worten mittheilte, ihr Mann liege im Spital zu C. verwundet durch einen Granatsplitter und wünsche sie zu sehen. — Wie eine Todesahnung durchrieselte es die Bäuerin und während der Fahrt preßte sie immer und immer die Hände auf ihre Brust, denn sie meinte, das dumme Herz da müsse ihr zerspringen! Sie wankte und mußte sich einen Moment am Treppengeländer festhalten, als sie von der Schwester über den Korridor und durch das Stiegenhaus in das Zimmer, wo ihr Mann lag, geführt wurde. Was würde er sagen zu seiner getäuschten Hoffnung? — Als sie ihn so müde, bleich und verbunden auf seinem Schmerzenslager sah, da liefen ihr die Thränen über die Wangen und fielen auf die jetzt wachsfarbenen abgearbeiteten Hände ihres Mannes.

Der aber lächelte ihr nur zu: „Sei net traurig! Es geht ja net ans Sterben! Werd' schon wieder g'sund; dauert halt no a Weil und i muß so unthätig liegen, dös is das Aergste! — Mußt di net harben, 's wird schon und wird das andere a schon? Ja, ja Weib?! —"

Der Bäuerin schlugen die Zähne zusammen, aber sie wagte nicht den Kopf zu schütteln, sie wußte, daß eine Täuschung schweren Schaden seiner Gesundheit bringen könnte und mit äußerster Willensanstrengung nickte sie nur stumm mit dem Kopfe! — Ein freudiges, stolzes Lächeln ging über sein Gesicht. „Hab's ja gewußt, hab's ja gewußt! Nach 20 Jahren noch so a Glück! A Bub solls sein, hörst Frau, a Bub, damit's Anwesen den Namen behalt — a Bub!" —

Er wollte sprechen, aber er konnte nicht mehr und fiel matt in die Kissen zurück.

„Frau, seid gefaßt, es geht mit ihm zu Ende. Weint nicht und schreit nicht!" mahnte die Schwester leise, als die Bäuerin sich über ihren Mann werfen wollte. „Denkt an die anderen Kranken hier! Ruhig sein, thut ihm in allem seinen Willen. Ihr müßt ihm was Gutes gesagt haben, denn seht nur, wie glücklich er lächelt!" —

Lange saß die Bäuerin an dem Bette ihres Mannes, der sich in Fieberträumen umherwarf und immer nur murmelte: Mei Bua, mei einziger Bua. — Jedesmal griff dann die Bäuerin in jähem Schreck nach ihrer Brust. Mein Gott, warum hast du mich so gestraft, kam's fast lautlos von ihren Lippen. — Als es Abend wurde, schlug er die Augen auf und lächelte seinem Weibe zu: „Bleibst net allein, hast jetzt a Kind, a Kind! — Dank dir für alle Liebe, 's war alles so schön, der Hof, bei Gutheit, mei Hauptmann und die wilde Schlacht — Vorwärts, vorwärts, i hab' an Buben, Hurrah —" rief er, sich plötzlich aufbäumend und sank dann in die Arme seines Weibes zurück — ein tiefer Seufzer und seine Seele hatte den ewigen Frieden gefunden! —

Als nach dem Begräbnisse, das in dem Dorf mit all den üblichen Zeremonien und Betheiligung aller Ortsbewohner stattgefunden und die Bäuerin nach diesen harten, bösen Tagen wieder in die Schlafkammer trat, hatte sie hastig den Riegel vorgeschoben, damit sie niemand mehr hören konnte. — Vor dem Bett sank sie in die Knie und die Hände zum Madonnenbilde, das mild auf sie niederlächelte, erhoben, betete sie! Jungfrau, Maria, Mutter der Gnaden, sieben Schwerter durchbohrten dein Herz, als du dein Kind verloren. Warum muß ich allein sein, allein nach zwanzig Jahren? Sieben Schwerter hätte ich gerne ertragen, hätte ich ein Kind gehabt und verloren. — Jetzt bin ich allein, allein nach zwanzig Jahren — Jungfrau Maria, Mutter der Gnaden, erbarme Dich mein! —

Und der betenden Bäuerin schien es, als lächelte die Madonna und ein wohlthätiger Thränenstrom schaffte dem armen Weibe endlich Erleichterung und noch während sie weinte, wußte sie, was sie jetzt thun würde und mußte. Ein Kind wollte ihr Mann haben, das seinen Namen tragen sollte. Nun, er sollte es haben. War es auch nicht sein Blut, sollte es doch das Blut eines Kameraden haben, der gleich ihm sein Leben dem Vaterlande geopfert. Eine Kriegswaise sollte einst der Bauer und Herr auf dem Hofe sein und der Name ihres Mannes aufblühen in einem neuen, starken deutschen Geschlecht zur Ehr und Wehr seiner Heimath! —

Das Hinderniß.

Es war in Irland. In der offenen Thür einer Wirthschaft stand O'Flaherty und O'Sullivan wollte eben vorübergehen.

O'Flaherty: Mister O'Sullivan, wollen Sie hereinkommen und mit uns freundschaftlich über Home Rule debattiren?

O'Sullivan: Es thut mir leid, aber es geht jetzt nicht. Bin dazu jetzt nicht in der Verfassung.

O'Flaherty: Warum denn nicht, wenn ich fragen darf?

O'Sullivan: Well, O'Flaherty, um die Wahrheit zu gestehen: ich habe meinen Stock nicht bei mir.

Eine passende Frau.

„Wo haben Sie denn wieder Ihre Frau? Die sieht man ja nirgends! Weder im Konzert, noch im Theater, noch am Tennisplatz!" — „Die will ja nirgends hin! Den ganzen Tag sitzt sie zu Hause, sorgt für die Kinder, kocht, näht und arbeitet!" — „Hm — das wäre doch ein Scheidungsgrund!"

Das Ei des Kolumbus.

Kolumbus kann sich freuen, daß er schon so lange todt ist! Bei den heutigen Eierpreisen hätte er sicherlich Amerika nicht entdeckt!

Ernstes und Heiteres vom Kriege.

Greiser Professor an der Front. Professor Dr. Caspar Rene Gregory, ordentlicher Professor der theologischen Fakultät zu Leipzig, feierte am 6. November d. J. seinen 70. Geburtstag. Es war ihm vergönnt, in seltener geistiger und körperlicher Frische als Kämpfer für das deutsche Vaterland im Schützengraben diesen Tag zu verleben. Als Kriegsfreiwilliger trat er bei Kriegsausbruch in das Heer ein, dem er jetzt als Vizefeldwebel angehört. Geboren 1846 zu Philadelphia, studirte er an der Universität daselbst, war 1846—1867 Lehrer, setzte dann seine Studien am theologischen Seminar in Princeton fort, kam 1873 nach Leipzig, promovirte hier 1876, war von 1878—1879 Pastor der amerikanischen Kapelle daselbst, habilitirte sich 1884 an der Leipziger Universität, wurde 1889 a. o. und 1891 ordentlicher Honorarprofessor.

Kaiserliche Auszeichnung eines Redakteurs. Dem Redakteur Fritz Sartorius vom „Heidelberger Tageblatt" ist eine außerordentliche kaiserliche Doppelauszeichnung zutheil geworden. Sartorius steht seit längerer Zeit als Unteroffizier im Heeresdienst und ist ein eifriger Mitarbeiter der Kriegszeitung des Marinekorps. Der Kaiser, dem auch die Kriegszeitungen vorgelegt werden, fand bald Gefallen an den Arbeiten des Sartorius, so daß er wiederholt direkt nach der genannten Zeitung fragte und nach den Arbeiten des Sartorius suchte. Jetzt ließ ihm der Monarch „in Anerkennung seiner hervorragenden dichterischen Mitarbeit" an der Zeitung durch den Chef des Marinekabinets sein Bildniß mit eigenhändiger Widmung und Unterschrift überreichen und verlieh ihm gleichzeitig die Silberne Verdienstmedaille.

Ein Tag aus dem Leben eines Königs. — Es ist frühmorgens. König Konstantin erwacht und drückt auf den Klingelknopf. Der Kammerdiener betritt das Schlafgemach und präsentirt seinem Herrn auf silbernem Tablett das neueste Ultimatum der Entente. Ereignislos verstreicht der Vormittag. Dann ist die Mittagszeit da. Eins! schlägt die Uhr auf dem Kaminsims des Arbeitszimmers. Der Minister des Auswärtigen läßt sich melden und legt dem König ein weiteres Ultimatum der Entente vor. Es dämmert im Schloß. Neun schlägt die Uhr auf dem Kaminsims. Zehn! Da öffnet der König die Thür seines Gemachs und brüllt heraus: „Wo bleibt denn eigentlich das acht Uhr-Abend-Ultimatum?"

Ebbe. — Und ich kam zum Freunde . . . . Er saß am Tisch in der Mitte des Zimmers, stützte das Haupt mit beiden Händen und starrte düster auf seinen eisernen Sechser, der einsam auf der weiten Plüschdecke lag. „Morgen trag ich ihn zur Reichsbank!" murmelte der Freund. „Zur Reichsbank? Den Sechser?" „Ja! Er ist der Rest meines Monatsgehalts. Und „der Rest ist Schweigen". Und „Schweigen ist Gold". Und „Gold gehört auf die Reichsbank"!"

Bayerisch Französisch. — Ein Nürnberger Regiment stürmt einen französischen Schützengraben. Am Grabenrand stehend brüllt ein derber Franke einen Franzosen an, aus dem Graben zu kommen. Der Franzose fleht um Gnade mit den Worten: „O pardon, mon frere, o pardon, mon frere." Da wird er aber von seinem Gegner zum zweitenmal angebrüllt: „Des is mir Wurscht, mach' d', rauskimmst, mich friert's a!"

Die lieben Franzosen. — Als die Deutschen zu Kriegsbeginn durchs Elsaß zogen und gerade einen Ort besetzten, den die Franzosen schon berührt hatten, fragte ein Feldgrauer einen kleinen Knirps, wen er lieber habe, die „Ditsche" oder die „Franzosen". Schnell erwiderte er: „D' Franzose!" Als der Deutsche ihn erstaunt über diese Antwort fragte: „Warum denn?" meinte er: „Ha, d'Franzose hat unsern Lehrer mignu' und sither han mir kei Schul!"

Die Kaffern im Ententeheer. Die südafrikanischen Blätter untersuchen die Frage, was mit den 10,000 Kaffern geschehen ist, die auf Verlangen der englischen Regierung von der südafrikanischen Regierung nach Frankreich entsandt worden sind, angeblich um dort als Arbeiter verwendet zu werden. Das südafrikanische Regierungsblatt „Sunday Times" theilte später mit, daß die Kaffern zum Ausbauen von Laufgräben verwandt werden sollten. Die „Pretoria News" erklärt jedoch, daß sie in der Front ständen. Als im Burenkrieg die Engländer Basutos ausrüsteten und gegen die Buren kämpfen ließen, war die Entrüstung bei den Buren, und nicht zum geringsten bei Botha, tiefgehend und allgemein. Mit Recht weist also der „Spectator" auf die schwierige Frage für Süd-Afrika hin, die in dem Verwenden von Schwarzen als mit den Weißen gleichwerthigen Soldaten liegt. — Das sind übrigens nicht die einzigen Kaffern auf Seiten der Alliirten, die sitzen bei denen sogar im Generalstab und im Ministerium und auf dem Thron.

Admiral Souchon's Auszeichnung. — Der Kaiser hat dem Vizeadmiral Souchon, Chef der deutschen Mittelmeer-Division, und in seiner jetzigen Dienststellung zugleich Chef der verbündeten osmanischen Flotte, den Orden Pour le merite in Anerkennung seiner Verdienste um die Seekriegführung im Mittelmeer und im Schwarzen Meer verliehen. Vizeadmiral Souchon steht seit 1880 in der Marine. Im Jahre 1913 wurde er zum Admiral des zweiten Geschwaders ernannt, legte aber diesen Posten im folgenden Jahre nieder und wurde Chef der aus Anlaß der Kriegswirren auf dem Balkan aus Schiffen der Hochseeflotte gebildeten Mittelmeerdivision. Seine Thaten an der Spitze dieser Division, zu der die beiden Kreuzer „Goeben" und „Breslau" gehörten, zu Beginn des Krieges, insbesondere der Durchbruch durch die feindlichen Streitkräfte anfang August 1914, sichern ihm einen ersten Platz in der Liste der deutschen Seeoffiziere. Die jetzige Auszeichnung des Admirals mit dem Orden Pour le merite dürfte zweifellos auch mit den großen Erfolgen der deutschen U-Boote im Mittelmeer zusammenhängen.

Gesundheitspflege.

Die Arbeit des Herzens. Nur sehr schwer kann man sich von der enormen Summe mechanischer Arbeit einen Begriff machen, die bei den geringsten unserer Bewegungen und Gebärden durch das einfache Spiel des vegetativen Lebens erforderlich ist. Wenn wir einen berufsmäßigen Athleten mit Zentnergewichten jongliren sehen, so klatschen wir Beifall und empfinden nur staunende Bewunderung. In dem engen Kreise des alltäglichen Lebens aber gibt es keinen unter uns — und auch der Schwächste ist nicht ausgeschlossen — der nicht in jeder Minute maschinenmäßig, unbewußt mit dem kräftigsten Schaubudenringer wetteiferte. Selbst die schwächste Frau kann sich dynamometrisch mit Herkules in Person messen. Nehmen wir z. B. das Herz, diesen Mittelpunkt des großen und kleinen Kreislaufes, von dem aus das Blut in die beiden Arteriensysteme gepumpt wird. Ueber diese Leistung hat der amerikanische Forscher Dr. Thurston folgende Berechnung aufgestellt: Das Herz ist ein Pumpwerk von etwa 6 Zoll Höhe und 4 Zoll Breite. Dieses Pumpwerk übt seine Aufgabe durchschnittlich 70mal in der Minute, 4200 mal in der Stunde, 108,000mal täglich, 3,679,200mal jährlich aus. Bei jedem Schlag schleudert es etwa 100 Gramm Blut in den Kreislauf mit einer Schnelligkeit von 0.45 Meter in der Sekunde, so daß die ganze Blutmenge, die etwa 28 Liter beträgt, alle zwei oder drei Minuten durch seine Klappen geht. Und das geschieht Tag und Nacht, ohne Aufenthalt, ohne nennenswerthe Verlangsamung. Dieses kleine, anscheinend so zerbrechliche Organ entwickelt in 24 Stunden eine Energie, die eine Tonne 46 Meter oder 46 Tonnen ein Meter heben könnte. Nehmen wir an, daß diese Triebkraft des Herzens ½ Kilogrammeter in der Sekunde beträgt — was zweifelsohne weit unter der Wirklichkeit ist — so hat das Herz im Alter von 50 Jahren das Aequivalent einer Masse von 788 Millionen Kilogramm ein Meter hoch gehoben. Dr. Thurston kommt zu dem Schluß, daß die Kraft die ein Mensch aufwendet, um seinen Blutkreislauf ständig aufrecht zu erhalten, genügen würde, um eine elektrische Lampe von zwei Kerzen zu heben, ist eine Kraft von zwei Kerzen-Stärke ständig zu speisen. Um aber bei einer Glühlichtlampe eine Beleuchtung von 2 Kerzen zu haben, ist eine Kraft von 40 Kerzen erforderlich. Daher entwickelt ein Mensch, indem er Leben, genug Energie, um so viel Fabriken, daß er jede Beleuchtung von außen entbehren kann. Mit anderen Worten: wenn der Mensch wie der Leuchtkäfer ein analoges Organ besäße, so könnte er allein durch die von den Muskelzusammenziehungen seines Herzens erzeugte Kraft wie Moses in einer Lichtsäule gehen. Man ahnt jedenfalls nicht, wie viel Triebkraft und Ausdauer das Herz besitzt, wenn man andererseits sieht, wie wenig dazu gehört, ein Herz zu brechen.

Nützliches Wissen.

Möbel müssen, wenn sie gut erhalten werden sollen, fleißig von Schmutz und Staub befreit werden, und zwar das Holzwerk durch zarte saubere Putzlappen, das Polsterwerk durch gute Bürsten. Sollten alte Möbel, welche ehemals gebohnt oder mit Wachs polirt waren, aufgefrischt werden, so muß die Bohnung wiederholt werden. Man schmilzt zu diesem Zwecke zwei Unzen Wachs mit 12 Unzen Wasser, setzt ¼ Unze Weinsteinsalz hinzu und bereitet auf diese Weise unter beständigem Umrühren ein Bohnwachs, wovon man etwas auf ein Stück wollenes Zeug wischt und womit man die Möbel polirt. Die Möbel von feineren Holzarten kann man auch sehr gut mittels eines Schwammes oder feinen Lappens mit frischer Milch abputzen, wobei man so lange reibt, bis die Feuchtigkeit wieder verschwunden ist.

Zerspringen der Eier. — Beim Eierkochen wird es wohl schon der vorsichtigsten Hausfrau passirt sein, daß die Eier zersprangen, auch wenn sie beim Hineinlegen ganz heil waren. Bekanntlich dehnt sich beim Erhitzen die Luft um ein Fünftel ihres Raumin halts aus. Da sich aber in dem Ei keine Oeffnung befindet, um die darin befindliche überflüssige Luft hinauszulassen, so sprengt diese die Schale, und hierbei geht auch meistens die zarte Haut des Eies entzwei und die Eier laufen aus. Man verhütet das Platzen der Eier, indem man an der stumpfen Seite, wo sich die eigentliche Luftblase befindet, mit der Gabel ein winziges Loch macht. Nur muß man darauf achten, daß die zarte innerste Haut nicht verletzt wird. Es ist dies ein äußerst zuverlässiges Mittel.

Um Wachsleinwand aufzufrischen, löst man etwas gelbes Bienenwachs bei lauwarmer Temperatur in wenig Terpentinöl auf und reibt damit die Wachsleinwand, nachdem sie mit Wasser und Seife gereinigt und gut getrocknet, ab. Sie glänzt dann, wenn sie nicht schon zu sehr abgenützt war, wieder wie neu.

Flecken an Silber, die durch Eier veranlaßt wurden, können mit trockenem Salz auf weichem Lappen abgerieben werden.

Glacehandschuhe zu reinigen. Man bedarf dazu ein wenig frische Milch, eines Stückchens brauner Seife und eines reinen Handtuches, das drei- oder viermal zusammengelegt ist. Man breitet auf dem Tuche die Handschuhe glatt aus, nimmt ein Stückchen Flanell, taucht es in die Milch, streicht es mit Seife und reibt damit den Handschuh gegen den Finger. Hiermit fährt man so lange fort, bis die Handschuhe rein sind und diefelben, wenn ihre Farbe ursprünglich weiß ist, ein dunkles Gelb zeigen, wenn aber farbig, schwarz aussehen. Sie werden weich, glänzend und elastisch sein.

Weiße Flecken und Ränder auf polirten Möbeln, seien sie durch abtropfende Lichte oder dadurch entstanden, daß man heiße Schüsseln direkt auf die polirte Fläche gestellt hat, entfernt man dadurch, daß man ein wollenes Läppchen in eine Mischung gleicher Theile Brennöl und Spiritus taucht und die betreffenden Stellen damit so lange kräftig einreibt, bis die Flecken verschwunden sind — Weiße Flecken, welche dadurch entstanden sind, daß warme Gefäße auf polirte Gegenstände gestellt wurden, entfernt man mittels Spiritus, mit Lampenöl vermengt, welche Mischung man mit einem Läppchen wiederholt auf die Flecke reibt.

König Ferdinands Klagelied.

(Aus der „Metzelsuppen-Rakete".)

Mariechen, du Schlange.

Als ich noch König von Rumänien,
Da war ich Ferdinand Rex,
Aend zählte zu Europas Königen,
Jetzt bin ist daun änd aut änd ex.
Aend alles das, weil meine Alte,
Wo eine englische Prinzeß,
Schtatt ihre große Gosch zu halte,
Sich mirte in mei Busineß.

Sie hat mit Kriegsgetahk bambuselt
Mich jeden Tag e Dutzend Mal,
Doch mir hat's vor dem Krieg gegruselt,
So sagt' ich: „No, ich bleib neutral".
Da fing das Luder an zu hollern
Aend schrie mich an in heller Wuth:
„Of kohrs, du bischt e Hohenzollern
Aend schtickst zu die verdammte Brut."

Das Weib mit ihrem großen Munde
Hat mich nu in Verbindung mit
Bratianu, diesem Lumpenhunde,
Geplagt, bis mich der Deubel ritt,
Allnächtlich e Gardinenpredigt
Aend die Entente-Quasselei
Hen schließlich diesen Fall erledigt,
So sprach ich: „Gut, ich bin dabei."

„Hurrah!" schrie alles da, „die Russe,
Die komme massenhaft heran,
Sie nah'n sich schon dem Donauflusse,
Mit fünfmalhunderttausend Mann,
Die holen für uns die Kaschtanien
Ganz ifie aus dem Feuerbrand,
Wir aber ziehn dorch Transilvanien
Hinein ins schöne Ungarland!"

Wir sind auch schnell hineingekommen,
Doch schneller flogen wir heraus,
Genau drei Wochen hat's genommen,
Da war die ganze Freude aus.
Da hen se uns nach Hause wieder
Im Trab änd döppel kwick getschehsd,
Aend unsre unerlösten Brüder
In Ungarn blieben unerlöst.

Sie kamen, damit net zufrieden,
Gleich nach Rumänien hinein,
Der Mackensen, der kam vom Süden,
Vom Weschten kam der Falkenhayn.
Allüberall gab's schwere Keile,
Mich brachten se gleich uff den Schus
Aend alles in der größten Eile
So fix, als wie im Traberclub.

Ich wünschte meiner Marie, daß sie
Verplatze thät, die alte Rand,
Jetzt hocken wir hier beid' in Jassy
Aend sind aus Bukarest verbannt,
Zum Deubel geht der ganze Krempel,
Die Königsherrlichkeit ischt aus,
Drei Wochen noch önd aus dem Tempel
Da fliegen beide wir heraus.

Ich weiß e Lied zu singen,
Die ganze Sache hen ich dick,
Ach, könnte ich nach Sigmaringen
Doch nur mit heiler Haut zurück!
Doch weil, vom Hohenzollernschtamme,
Ich solate seiner Feinde Rath,
Thut Vetter Wilhelm mich verdamme
Als niederträcht'ger Renegat.

(Carl v. Hartmann im „Deutschen Journal.")